

70. **Emanuel Geibel.** Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern von C. F. Litzmann. Berlin, Wilhelm Herz, 1887.

Einer von Geibel's Schul- und Jugendfreunden, unter denen Ernst Curtius die vornehmste Stelle einnimmt, hat seine Erinnerungen vereinigt mit anderem Material, das Geibel's Tochter zumeist ihm zu Gebote stellte, in diesem Buche zu einem Ganzen zusammengearbeitet und unter Emanuel Geibel's einfachem Namen veröffentlicht. Dies Buch ist nicht das erste, das sich mit dem Dichter beschäftigt. Schon zu seinen Lebzeiten erschien eine Biographie; nach seinem Tode kamen die auf die Familie seines Freundes und Sönners Malsburg bezüglichen Reminiscenzen heraus. All das enthüllt ein tiefes, oder sagen wir besser vielleicht: ein vertieftes, zartempfindendes, historisch begeistertes Gemüth; dem die Sprache flüssigen, wohlklingenden Ausdruck lieh und das genau in die Jahrzehnte vom Schicksal hineinversetzt wurde, die seiner Art entsprachen. Heute liegt schon der edle Noth auf Geibel's Erscheinung, der über Alles, was dem Zeitalter Friedrich Wilhelm des Vierten entstammt, sich zu verbreiten beginnt. Ein Kultus der Vergangenheit, die nie da war, eine Erwartung einer Zukunft, die nie kommen sollte, ein Festhalten am Trugbilde einer Gegenwart, die nicht existirte. Aus den künstlichen Zauberkreisen Berlins ging Geibel in die noch künstlicheren Münchens über, wo König Ludwig's Nachfolger den Vater geistig zu überbieten suchte. Diese Scenerien sind fast schon versunken, Geibel's Gestalt aber wird als wohlthuendes Element des 19. Jahrhunderts seinen Platz und seinen Rang behalten. Litzmann hebt die Verwandtschaft mit Hölderlin hervor, dem einst nicht so wohl gebettet ward als Geibel. Hölderlin's tragische Gestalt ragt über die seines norddeutschen Sinnes- und Sangsgenossen hoch und herbe empor; dennoch umgibt die gleiche Atmosphäre beide. Auf den Abendwolken schwimmend, die die wieder heraufbeschworene Sonne des classischen Alterthumes vergoldete, ohne sie doch bei aller Gluth erwärmen zu können, vollendeten sie ihren Flug. Die Herrlichkeit der antiken Welt stand in vollen Strahlen vor ihrem Auge. All die irdischen und himmlischen Götter Griechenlands schienen ihnen zu winken und dieselbe Sprache mit ihnen zu reden. All das ist von der Gelehrsamkeit unserer heutigen Zeit als Fata morgana erkannt und beinahe beseitigt worden. Eben jetzt ist man Seitens der heutigen philologischen Gelehrsamkeit damit beschäftigt, die letzten Reste dieser Weltanschauung aufzulösen.

Geibel's Versen wohnt eine Melodie inne, die ihre Kraft nie verlieren kann. Seinen Versen aber mangelt die eigentliche Lebendigkeit. Es ist, als lebte er, wie wir ihn vor uns haben, ein zweites Leben bereits. Er glaubte über den Parteien seiner Zeit zu stehen, „auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei,“ wie Freiligrath es formulirte, aber er stand nicht, sondern, um den Vergleich zu wiederholen, er schwebte. Seine Sprache repräsentirt den Versuch, dieeyer Goethe's zu alleräußersten Tönen zu nähigen. Ein letztes Anstöhnen. Was Goethe

uns heute aber ist, umfaßt mehr als Geibel's Jahrzehnte in ihm gesehen und gesucht haben. Uns heute ist es nicht mehr um Goethe's Lieder allein, sondern um die Weltanschauung zu thun, die seine Werke, nicht bloß seine Gedichte enthalten.

Litzmann's Buch liest sich angenehm und hinterläßt eine erfreuliche Stimmung. Es ist immer der Mühe werth, sich mit den Schicksalen von Männern zu beschäftigen, die ihrer Zeit einst einen Theil der ihr eigenthümlichen Färbung verliehen. Eine Anzahl nebenherlaufender Freunde Geibel's wird biographisch mitabgethan. Der verunglückte Philosoph Röske, den Geibel im Stillen Jahr auf Jahr vor Elend und Verderben bewahrte, tritt unter ihnen am charakteristischsten hervor. Röske's Schicksal hat etwas Typisches für die stagnirenden Tage seiner elenden Existenz. Auch Marcus Niebuhr taucht auf, in freundlichem Lichte. Ueberhaupt, ein milder Schimmer liegt über den Aussichten ins Vergangene, den das Buch gewährt. Wir legen es mit dem Gefühl aus der Hand, den Anblick eines in sich erfüllten abgerundeten Lebens empfangen zu haben, eines Daseins, das man zwischen 1840 und 1870 als deutsches „Dichteleben“ als schön und für berechtigt gelten ließ.